

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „*Ostdeutschen Presse*“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur *H. Singer*, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 28. November 1901.

(Nachdruck verboten.)

Geld.

Novelle von *M. Böhm*.

(Fortsetzung.)

IX

Selm wandte sich zunächst nach Berlin, und rascher, als er gehofft hatte, gelang es ihm, dort eine ziemlich gut bezahlte Stellung als Vertreter einer bekannten Danziger Viskörfabrik zu erhalten. Helene war zwar nicht sehr erbaut davon, daß ihr Mann gerade in diese Branche gerieth, aber sie war vernünftig genug, sich zu sagen, daß er vorläufig das erste Beste ergreifen mußte, um sich nur einen Erwerb zu schaffen.

Seine neue Thätigkeit schien ihm auch nicht übel zu gefallen. Wenigstens sprach er sich in den flüchtig, meistens auf Ansichtskarten hingeworfenen Zeilen, die er von Zeit zu Zeit Helene zukommen ließ, dahin aus; die Interessen seines Hauses schien er mit Fleiß und Eifer wahrzunehmen. Bismlich regelmäßig schickte er kleine Geldbeträge, welche, da Helene ihre Ansprüche auf das Mindestmaß beschränkte, eben zur Bestreitung ihres Unterhalts ausreichten.

An ihre Uebersiedelung nach Berlin war, wie er versicherte, vorläufig noch nicht zu denken. Er müsse selber erst festen Fuß dort fassen; außerdem sei es noch garnicht sicher, ob er dauernd in seiner gegenwärtigen Stellung bleibe, ein Umzug sei deshalb zu riskant.

Helene war ganz mit seiner Ansicht über diesen Punkt einverstanden. Es war wohl sehr einsam für sie allein in dem großen Hause, aber an die Einsamkeit war sie gewöhnt, und die große Ruhe, welche sie umgab, empfand sie als eine Wohlthat. Sie besorgte ihr Haus, pflegte ihre Blumen und mußizierte in ihren freien Stunden. Der Tag ging oft rascher zu Ende, als ihr lieb war; Langeweile kannte sie nicht.

Oft machte sie auch lange Spaziergänge in die Berge, in Begleitung ihres Hundes, der ihr im Herbst, bald nach Selm's Abreise, zugelaufen war, und den sie behalten und lieb gewonnen hatte. Ein gewöhnlicher Schäferhund mit langen hellgelben Haaren, feinem, klugem Kopf und treuen, braunen Augen. Er hatte alle Unarten und Untugenden eines unerzogenen Dorfstötters; sein rasendes Gebell war der Schrecken der ganzen Nachbarschaft und aller Spaziergänger, denen Helene und ihr Getreuer auf den gemeinsamen Wanderungen begegneten. Aber diese „*Außerungen eines allzu lebhaften Temperaments*“, wie seine Herrin solcherlei Ungezogenheiten bezeichnete, hinderten sie nicht, den blonden vierbeinigen Laugenichts mit einer Bärtlichkeit zu lieben, die für Unbetheiligt

etwas Lächerliches hatte, und die nur diejenigen begreiflich fanden, welchen ein näherer Einblick in die Verhältnisse vergönnt war, und die die Gemüthsverfassung und die Seelenstimmung der verlassenen Frau erriethen.

Winter und Frühling verfloßen. Im Vorfommer wurde Helene von einem unerwarteten, lieben Besuch überrascht: Frau Beyer kam mit ihren beiden Mädchen nach K., um einige Wochen am Rhein zu verleben. Die beiden Damen hatten den ganzen Winter hindurch eine lebhaft Korrespondenz unterhalten und waren einander dadurch noch näher getreten. Frau Therese hatte freilich in einem Hotel am Rhein Wohnung genommen, aber sie besuchte Helene täglich oder holte sie zu längeren Spaziergängen ab.

Für einen Nachmittag im Anfang Juni hatten die Damen den gemeinsamen Besuch eines Konzertes in einem Gartenrestaurant der Umgegend verabredet; aber am Mittag desselben Tages kam Frau von Selm's Mädchen in das Hotel und entschuldigte ihre Herrin, da diese, Kopfschmerzen halber, leider genöthigt sei, auf das Konzert zu verzichten. Frau Therese war einigermaßen betroffen über den Bescheid. Ein leichtes körperliches Unbehagen, davon war sie überzeugt, würde Helene nicht abhalten, ihrem Versprechen nachzukommen, zumal sie sich auf den gemeinsamen Spaziergang sehr gefreut hatte; entweder fühlte sie sich ernstlich krank oder es war sonst irgend etwas vorgefallen, durch das ihr der beabachtigte Ausflug verleidet wurde.

Der Tag war schön, aber eine eigenthümliche Schwüle lag in der Luft und bereitete auf ein Gewitter vor. Noch stand freilich kein besorgnißerregendes Wölkchen am Himmel, aber zur Nacht konnte es kommen; Wetterkundige hatten es schon seit Tagen prophezeit.

Im Grunde spürte Frau Therese auch wenig Lust, ins Konzert zu gehen. Sie war in den letzten Jahren ein wenig bequem geworden; lange Wege bei heißer Witterung waren nicht ihre Passion, besonders nicht, wenn sie sich unterwegs nicht angenehm unterhalten konnte.

Nach einigem Ueberlegen entschloß sie sich, auch nicht zu gehen und statt dessen lieber Helene eine Stunde Gesellschaft zu leisten. Ihre Kinder vertraute sie der Obhut einer in demselben Hotel wohnenden Familie an, welche das Konzert besuchte und die beiden munteren, freundlichen Mädchen gern mitnahm.

Eine Stunde später stand sie vor der Thür des Selm'schen Hauses und schellte.

Das Mädchen machte ein verlegenes Gesicht, als sie Frau Beyer sah; offenbar hatte sie Befehl, jeden Besuch abzuweisen. Aber Frau Therese ließ sich nicht in ihrer Absicht beirren; ohne weiteres trat sie an dem Entschuldigungen murmelnden dienstbaren Geist vorüber ins Haus und fragte in ihrer liebenswürdig resoluten

Manier, die eine ausweichende Antwort unmöglich machte, wo die gnädige Frau zu finden sei.

Das Mädchen wies auf die ins Speisezimmer führende Thür. „Dort, — — aber ich weiß nicht, ob Frau Baronin — — ich glaube, Frau Baronin befindet sich nicht wohl.“

Therese drückte, ohne anzuklopfen, auf die Klinke der bezeichneten Thür und trat herein.

Fast dunkel war es in dem großen Raum. Vor dem dreiflügeligen Doppelfenster, das auf den Garten schaute, waren halbseitig die Läden geschlossen, und die bunten, die Scheiben bedeckenden Diaphanien ließen auch durch den freien Flügel nur ein dämmerig gebrochenes Licht herein. In diesem Zimmer herrschte ewig eine kühle Kellertemperatur, die zu andern Jahreszeiten unbehaglich, im Hochsommer aber angenehm wirkte. Theresens Augen mußten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, bevor sie den ganzen, von tiefer Stille erfüllten Raum übersehen konnte. Erst nach einer Weile gewahrte sie auf einem Ruhebett in der Ecke eine anscheinend regungslos hingestreckte weibliche Gestalt: Helene. Das Gesicht hatte sie tief in die Kissen gedrückt, die schlaff niederhängende rechte Hand hielt ein Briefblatt, sie schien zu schlafen; erst als Therese dicht vor ihr stand, bemerkte sie, daß ein lautloses, konvulsivisches Schluchzen den Körper der Ruhenden erschütterte.

„Helene! Helene!“ rief Therese. Seit ein paar Tagen nannten sie einander beim Vornamen.

Helene zuckte bei dem Anruf zusammen und wandte das verweinte Gesicht der Freundin zu.

„Liebe Helene! Um Himmelswillen, was ist Ihnen? Sind Sie krank? Ist Ihnen sonst etwas geschehen? Haben Sie doch Vertrauen zu mir! — Eine Aussprache erleichtert immer.“

Helene schüttelte den Kopf und gab Therese das Briefblatt.

„Ich kann nicht sprechen. Lesen Sie selber. Das ist das Ende des Schlußkapitels.“

Therese warf einen raschen Blick auf die Unterschrift, legte den Brief einstweilen auf den Tisch und nahm ihren Hut ab. Erst nachdem sie sich in aller Gemüthsruhe ihrer Handschuhe entledigt und ihren Sonnenschirm beiseite gestellt hatte, trat sie mit dem Brief ans Fenster und begann zu lesen.

„Meine liebe Helene! Nicht ohne schwere innere Kämpfe habe ich mir den Entschluß, der mir heute die Feder zu diesem Briefe in die Hand drückt, abringen können. Es wird mir furchtbar schwer, Dir alles das, was mich seit langer Zeit beschäftigt, und was doch einmal erörtert sein muß, auseinanderzusetzen; umso schwerer, da ich befürchte, daß ich von Dir mißverstanden werde, und meine Vorschläge von Dir total mißdeutet werden könnten. Ich will mich so kurz als möglich fassen.“

Wir haben uns nie recht verstanden, Helene, daher das ganze Unglück unserer Ehe. Wir fühlten uns beide unbefriedigt von unserm Zusammenleben; wir sind eben zwei grundverschiedene Naturen, zwei Akkorde, die nicht in einander aufklingen, die, zusammen angeschlagen, statt einer Harmonie einen Mißton ergeben. Ich mache Dir keine Vorwürfe. Dein Verhalten war stets tadellos, einwandfrei; wenn es zu Reibungen zwischen uns kam, war ich allemal der Schuldige, das gebe ich gern zu. Ich hege noch heute eine unbedingte Hochachtung vor Deinem Charakter, ich ehre und bewundere Deinen häuslichen Sinn, Dein frommes Gemüth, Deine vielen schönen Tugenden, — so wie ich voraussetze, daß auch Du meiner Gesinnung Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber eine solche, lediglich auf gegenseitige Werthschätzung begründete Ehe hält nur stand, so lange sie auf fester materieller Basis ruht. Erschüttern erst die Stürme des Daseinskampfes ihre Grundpfeiler, regnen ihr erst die Sorgen und Widerwärtigkeiten des Lebens aufs Dach, dann fällt der scheinbar so festgefügte Bau haltlos in sich zusammen. Der Vergleich paßt auch auf unsere Ehe. Wir passen einmal nicht zu einander, deshalb laß uns auseinander gehen. Helene, meine gute, verständige Frau, ich richte eine große Bitte an Dich: Gib

mir meine Freiheit wieder, laß uns in Frieden uns trennen. Ich will alle Schuld auf mich nehmen. Leite Du die Scheidungsklage wegen böswilligen Verlassens ein, ich stimme allem zu und lasse mich ohne weiteres für schuldig erklären.

Aber löse Du die Kette dieser unseligen Ehe, die uns beide wund drückt. Und, — mißverstehe mich nicht! Denke nicht, daß es niedrige Motive sind, die mich zu meiner Bitte veranlassen, daß ich, um der materiellen Sorge für Dich überhoben zu sein, den Wunsch nach einer gesetzlichen Trennung unserer Ehe ausspreche. Nein, ich weiß, was ich Dir und mir selber schuldig bin, und da ich später, wenn ich wieder freie Bahn vor mir sehe, mich mit mehr Muth und Freudigkeit meiner Arbeit widmen werde, kann ich, so Gott will, nach unserer Scheidung besser und ausreichender für Dich sorgen, als wie ich es bis jetzt vermochte. Meine Zeilen werden Dich beunruhigen und erregen, allein Deine vornehme Gesinnung wird Dir bald über das erste unangenehme Gefühl, welches meine Bitte in Dir erwecken mag, hinaus helfen, und bei ruhiger Ueberlegung wirst Du mir recht geben und mir zustimmen.

Deiner Antwort in den nächsten Tagen entgegensehend, bleibe mit herzlichen Grüßen Dein Otto.“

„Unglaublich,“ murmelte Therese lautlos, „eine glückliche Mischung von Frechheit und Raubetät, das muß man sagen; er rechnet auf die Hülflosigkeit seiner Frau — —“

Helene hatte sich zu einer halb sitzenden Stellung aufgerichtet. Im Biegen hatte sie ihre Haare gelöst und sie fielen nun in langen, dicken Strähnen über ihre Schultern auf den Boden. Mit einigem Erstaunen beobachteten ihre thränenverdunkelten Augen Theresens gleichgiltigen Gesichtsausdruck beim Lesen; die sonst so theilnehmende Freundin schien nicht im geringsten von dem Inhalt des Briefes betroffen.

„Darüber sind Sie nun unglücklich?“ sagte Therese mitleidig.

„Sie liebe, einfältige, thörichte Frau! Abgesehen davon, daß der Vorschlag einer Scheidung von seiner Seite allerdings eine grandiose Unverfrorenheit ist, können Sie doch gar nichts Besseres thun, als auf seine Intentionen einzugehen. Wenn Sie nur einsehen wollten, daß dies der einzige Weg ist, der zu Ihrem Frieden, ich will mich nicht vermessen und sagen zum Glück führt.“

„Ich will aber nicht,“ schrie Helene mit plötzlich hervorbrechender Leidenschaft, „ich will ihm nicht den Gefallen thun! Ihm freilich ist nichts heilig. Die Ehe bedeutet ihm nichts weiter als eben ein gelegentlicher Eislauf; ist man müde, streift man, wie hier die Schlittschuhe, dort seine Verpflichtungen ab und geht seiner Wege. Nein, ich will nicht, ich will nicht!“

„Lieben Sie denn Ihren Mann?“ fragte Therese sanft.

Helene warf mit einer jähen Kopfbewegung die schweren blonden Haarmassen in den Nacken. Die Frage kam ihr unerwartet; eine Weile verstrich, bevor sie antwortete.

„Nein“, sagte sie, „ich hätte ihn lieben können, wenn — aber das ist vorbei. Er wollte auch gar nicht meine Liebe.“

„Haben Sie Sehnsucht nach Ihrem Mann? Möchten Sie wieder mit ihm vereinigt sein?“ forschte Therese weiter.

Helene schüttelte den Kopf. „Nein, der Gedanke an ein Zusammenleben mit ihm verursacht mir Grauen, seitdem — — genug, ich wünsche, es möge bleiben, wie es ist.“

„Aber Helene! Frau! Unter solchen Umständen kann doch von der Heiligkeit der Ehe keine Rede mehr sein“, rief Therese. „Im Gegentheil: Ihre Pflicht und Schuldigkeit ist es, das zur leeren Form gewordene Band zu lösen, Ihrer Selbstachtung sind Sie das schuldig. Sie gestehen sich im Herzen, daß die Auflösung dieses unhaltbaren Verhältnisses eine Wohlthat für Sie wäre, aber aus Trost gegen den schuldigen Theil wollen Sie sich selbst ins Fleisch schneiden und die Qual weiter tragen, ist's nicht so?“

„Wenn ich nur wüßte,“ antwortete Helene ausweichend, „was ihn mit einem mal zu diesem Unsinnen bewogen hat! Es war doch noch nie die Rede davon. Er thut es doch um des Geldes willen,

um mich los zu werden. Seinen Versicherungen glaube ich nicht. Sie lügen alle, die Selms, wie sie da sind, der Hang zum Lügen und Heucheln ist ihnen angeboren, ein Familienfehler. Und — Sie haben ja Recht, Therese, eine Ehe, wie die unsere, ist nichts als eine ihres Inhalts beraubte Form. Aber ein starkes Stück bleibt es doch. — — sich unter allen möglichen Versicherungen und Beteuerungen und Vorspiegelungen meines Vertrauens zu bemächtigen, mich nach allen Regeln der Kunst auszuplündern und mir nun, wo ich arm bin, einfach den Stuhl vor die Thür zu setzen und den Scheidebrief zu schreiben. Geh Deiner Wege, unsere Ehe, ohne die Basis Deines Geldes, ist gegenstandslos geworden! — Ein starkes Stück, das müssen Sie zugeben, und wundern werden Sie sich auch nicht, wenn ich mich nicht so rasch in diese neue Situation hineinfinde.“

Ein kurzes Schweigen entstand. Ueber Theresens schönen Zügen lag unverändert die heitere Ruhe, die ihrem Gesicht stets ein so freundliches Gepräge gab.

„Sie werden diese Situation aber hoffentlich besser übersehen und beurtheilen, wenn ich Ihnen, wozu ich zufälliger- und glücklicherweise in der Lage bin, einige Erläuterungen und Ergänzungen zu dem Schreiben Ihres Gemals gebe,“ sagte sie. „Ja, sehen Sie mich nur an. Ich will Ihnen das Räthsel lösen, und daß ich das kann, ist ganz einfach und mit rechten Dingen zugegangen. Als Sie mir im Herbst schrieben, Ihr Herr Gemal sei nach Berlin gegangen, dachte ich mir gleich, daß die Reichshauptstadt ein gefährliches Pfaster für einen Mann mit den Neigungen und Passionen des Herrn von Selm sei. Ich habe oft, und — ich gestehe es gern — mit einiger Neugier gedacht, was er dort wohl anstellen und wie es ihm ergehen möge. Seit einiger Zeit habe ich nun Gelegenheit, mit meinem Vetter, dem bekannten Rechtsanwalt Dr. Egel in Berlin, zu korrespondiren. Wir sind Geschwisterkinder und sympathisiren miteinander, trotzdem wechseln wir nur selten Briefe. Er ist eben mit Berufsgechäften überhäuft und ich wende mich nur an ihn, wenn ich ein besonderes Anliegen habe. Das war nun der Fall. Ich hatte ganz unerwartet eine Hypothek ausbezahlt bekommen, und deshalb hat ich meinen Vetter mir betreffs anderer Unterbringung des Kapitals zu rathen. Im Verlauf der Korrespondenz schaltete ich einmal die Bitte ein, mir über einen gewissen Herrn von Selm, Berliner Vertreter der Firma so und so, Auskunft zu geben. Die Antwort meines Vetzters, der ganz Berlin kennt und in allen Kreisen Verbindungen hat, traf vor etwa vierzehn Tagen ein. Ich habe den Brief in meiner Kartentasche bei mir. Wollen Sie die betreffende Stelle selbst lesen oder darf ich sie Ihnen vorlesen?“

„Bitte,“ — in Helenens Zügen machte sich eine leichte Spannung geltend, „lesen Sie — —“

Therese hatte den Brief schon in der Hand. „Also hören Sie, was Dr. Egel schreibt“

— — nun zu Deiner Frage nach Herrn von Selm, liebes Mädchen. Zufälligerweise ist es mir sehr leicht geworden, Deinen Wünschen zu entsprechen, da ich mit einem von Selms bedeutendsten hiesigen Kunden, dem Inhaber eines der größten Delikatessegeschäfte hier am Platze, der auch persönlich mit ihm verkehrt, zur Zeit öfters geschäftlich zu thun habe. Besagter Herr hat mich sogar eines Abends in einem Restaurant mit Herrn von S. bekannt gemacht. Trotzdem Selm äußerlich ein recht patentcs Kerlchen ist, könnte ich nicht behaupten, daß er einen angenehmen Eindruck auf mich machte. Mir scheint, er spielt ein wenig den Bonvivant und zugleich den „tüchtigen Mann“ mit einem Stich ins Streberhafte heraus; aber der erste persönliche Eindruck ist erfahrungsgemäß wenig maßgebend. Seine näheren Verhältnisse sind hier ganz unbekannt, es heißt, daß er ein großes Vermögen besessen und durch Spekulation verloren habe. Mein Gewährsmann theilt mir im Vertrauen mit, daß Selm sich um die Hand seiner Prinzipalin, der hier wohnenden Frau Hermine Veesebald — alleinigen Inhaberin

der Firma Sauer & Co. in Danzig — bewerbe und alle Aussicht zu reüssiren habe. Frau V. kenne ich sehr gut. Wenn es wahr ist, bewundere ich ihren Muth. Die arme, reiche Frau ist nämlich körperlich einer jener grotesken Einfälle der Natur, die unwiderstehlich komisch wirken, und die doch einen denkenden Menschen mitleidig stimmen. Wenn sie arm wäre, würde man sie bei Castan zeigen und Sensation mit ihr erregen. Denke Dir ein Persönchen, das eben mit der Nasenspitze über die Tischplatte reicht und dabei ihre zwei Zentner Nettogewicht mit sich herumschleppt, kurz, eine Zwergin mit den Fleischdimensionen einer Riesin. Aber sie ist für ihre Million gut, — die Fabrik, deren Goldwässer und Kurfürstliche Magenliköre ja berühmt sind, soll großartig floriren; jedenfalls macht der bewußte Herr mit der Heirat einen riesigen Schnitt. Was aber die Frau denkt, was sie an diesem geschmiegelten, geschminkten, verlebten Gecken findet, ist mir unbegreiflich, es sei denn, daß sie eine hervorragend tüchtige Kraft für die Fabrik in ihm zu gewinnen hofft. Sein Geschäft scheint er ja zu verstehen, gründlich zu verstehen, gewisse „leuchtende Lichter“ auf seiner Nase machen den Produkten seines Hauses wirksame Reklame. Doch — pardon — ich merke, daß ich boshast werde, wo ich sachlich bleiben sollte. Für heute Schluß. Grüße die Mädels von mir und laß Euch bald mal in Berlin sehen. Dir in jeder Hinsicht stets gern zu Diensten, bleibe mit herzlichen Grüßen Dein ergebener Vetter Robert.“ —

Wieder war es eine geraume Zeit still in dem großen, dämmerigen Zimmer.

Helene glitt von ihrem Ruhebett hinunter, und Therese, die anscheinend aufmerksam durch die schmalen Lücken, welche die Gardinen in den Fensterscheiben ließen, in den Garten blickte, hörte, wie sie mit unregelmäßigen Schritten, in bald langamer, bald beschleunigter Gangart den großen Speisetisch umkreiste. Therese unterbrach mit keiner Silbe das Schweigen, — die Frau mußte jetzt mit sich allein fertig werden, man mußte ihr Zeit lassen, die empfangenen Eindrücke in sich zu verarbeiten; ganz unbeeinflusst mußte sie jetzt zu einem Entschluß kommen.

Wohl eine halbe Stunde verging, dann legte sich eine Hand auf Frau Theresens Arm. Sie umwendend, sah diese Helene hinter sich stehen, bleich, aber sichtlich gesaft.

„Nun?“ fragte Therese erwartungsvoll.

„Ich bin mit mir im Reinen. Sie haben recht, es ist für uns beide am besten, wenn die Sache auseinandergeht. Wenn ich mir nicht so schrecklich unerfahren in solchen Dingen wäre. Das Gerücht ist mir fürchterlich. Ich weiß nicht, was ich anfang.“

„Aber ich — — ich weiß es,“ erklärte Therese strahlend, „und wenn ich Ihnen zur Seite stehen darf, das heißt, wenn Sie mir vertrauen —“

„Das bedarf hoffentlich keiner Versicherung. Sie sind tausendmal klüger, weltersahrener, energischer und umsichtiger als ich armes Huhn. Ich gebe mich Ihnen ganz anheim. Versagen Sie also! Was soll ich zunächst thun?“

„Vor allen Dingen wollen wir sofort unsere Antwort auf den Witsch verfassen. Ganz kurz und bündig. Ich diktiere Ihnen. Oder nein, ich schreibe das Konzept und Sie schreiben es ab. Einverstanden?“

Helene nickte. Trotz ihrer trüben Stimmung mußte sie über den Eifer lächeln, mit dem Frau Veyer die Sache in Angriff nahm. Therese saß schon am Tisch und warf ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Hören Sie! So habe ich geschrieben:

Vieber Otto! Deinen Brief habe ich erhalten und erkläre mich im großen und ganzen mit Deinem Vorschlag einverstanden. Nur eine Bedingung knüpfe ich daran. Bevor ich Deinem Wunsche nachkomme und die Scheidungsklage erhebe, möchte ich eine Formalität von Dir erfüllt haben. Du verplüßtest Dich in einem notariellen Akt, mir vom Tage Deiner Wiederverheiratung ab mein gesamtes in die Ehe gebrachtes und während derselben ererbtes

Vermögen, in Summa 113,000 Mark, bis zu meinem Tode mit vier Prozent pro Anno zu verzinsen. Du begreifst, daß es sich vorläufig nur um eine Form handelt, von deren Erfüllung ich jedoch meine Einwilligung zur Scheidung abhängig mache. Mit freundlichem Gruß Helene.“

„Das kann ich nicht schreiben,“ sagte Helene kopfschüttelnd, „das ist wider meine Natur. Ich kann den Geldpunkt nicht berühren — und gerade in dieser traurigen Angelegenheit, es sähe aus, als ob ich ein Geschäft daraus mache —“

„Nee — nun thu mir aber eines 'n Gefallen!“ sprudelte Theresie in zorniger Erregung heraus. „So was Dummes — —“

Im nächsten Augenblick fühlte Helene sich von den Armen der Freundin umschlungen und zur Chaiselongue gezogen, wo Theresie sich neben ihr niederließ.

„Sie thörichte Frau, Einfältiges, was Sie sind! Nun muß ich Ihnen eine Strafpredigt halten, aber 'ne gewichste, und wenn ich halt ein bißel drastisch oder gar grob dabei werde, so halten Sie es gütigst meiner berechtigten Empörung über solche Thorheit zu gute. Solche Frau! Ich möchte wissen, was Sie für Prinzipien haben. Wohlgemeinte sicher, aber keine guten, keine erprobten, ganz veraltete. Solche bleichsüchtige, entsagungsvolle, rein ästhetische Schlafrockmoral ist in unserer modernen Zeit, mit ihrem gesunden Egoismus, ein Unikum, ein lächerliches, unbrauchbares Aunding. Gesunder Egoismus — so heißt zu deutsch jener natürliche Selbsterhaltungstrieb, den der Schöpfer den größten und den geringsten seiner Kreaturen als Vorbedingung zur Daseinsberechtigung gegeben hat. Jedes Thier weiß, daß es die Pflicht hat, sich zu erhalten, aber Sie wissen es nicht, oder Sie wissen es wohl, wollen es aber nicht wissen. Kennen Sie überhaupt den Werth des Geldes? Nein, Sie kennen ihn nicht, denn Sie haben nur Geld verloren, aber keines erworben. Ich aber kenne ihn. Weil ich weiß, wie schwer sich eine Mark verdient, weiß ich, was sie werth ist. Und Ihre Großeltern und Eltern, die das Vermögen erwarben, ersparten zusammenhielten für ihre Kinder, die kannten auch den Werth des Geldes, und die würden, wenn sie aus ihren Gräbern aufstehen könnten, mir heute beistimmen und mir helfen, Sie zu überzeugen. Das Geld ist ein schlechter Herr, das ist wahr, aber ein guter, sehr guter, unentbehrlicher Knecht, den zu verachten und fortzuschicken wir wahrlich keine Ursache haben. Und was wollen Sie denn Großes? Wollen Sie Ihren Mann pressen, schinden, ausfaugen u. s. w. Nein, gewiß nicht! So lange er selber nichts hat, können Sie nichts von ihm verlangen. Sie fordern nur, daß er von dem Tage an, wo er als Chef der Firma Sauer & Co. Geld im Ueberflusse hat, Ihnen Ihr von ihm selbst verpraßtes Vermögen mit b. scheidenden Prozenten verzinst. Für ihn ist das eine Kleinigkeit, ein Sümmchen, das kaum ins Gewicht fällt, eine Bagatelle. Für Sie bedeutet es Ihre Existenz. Vielleicht ist er ja so anständig und giebt Ihnen auch freiwillig soviel, als Sie zum Leben brauchen, — vielleicht, — ich möchte es nicht drauf ankommen lassen. Wollen Sie Almosen nehmen, wo Sie zu fordern berechtigt sind? Chacun à son gout — mein Fall wäre es freilich nicht. Der notarielle Akt würde Ihnen eine Vasis geben, eine Berechtigung, Sicherheit. Was haben Sie denn noch für Rücksichten auf den künftigen Schnapsmillionär zu nehmen? Gar keine! — Es giebt freilich wunderliche Heilige in der Welt — vielleicht gehören Sie dazu — die thun allerhand, was einem normalen Begriffsvermögen recht verdreht erscheint. Aber wenn Sie auch zehnmal auf alles verzichten, wenn Sie in einer Mansarde bei Brombeerblättherthee und Schwarzbrot vegetiren, während das hochlöbliche Ehepaar sich mit Sekt und Trüffelpasteten delectirt, danken wird's Ihnen doch keiner. Also überlegen Sie sich die Sache gut, ich habe jetzt meinem Gewissen Genüge gethan und Ihnen alles nach bestem Vermögen vorgestellt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Tag der Mutter.

Novellette von Reinhold Ortman.

Seit vierzig Minuten schon steht Frau Nora Irmgart am Fenster. Es flimmert ihr vor den Augen von dem angestregten Hinabspähen auf die vom grellen Sonnenlicht blendend hell überflutete Straße. Und in immer kürzeren Zwischenräumen befragt sie ihre kleine, diamantendesezte Uhr. Schon eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit! Wenn er gar nicht käme! Wenn ihm so wenig an diesem Besuch bei der Mutter läge, daß er ihn über irgend einem knabenhaften Vergnügen völlig hätte vergessen können! O, sie hat längst gefürchtet, daß einmal etwas Derartiges geschehen würde. Denn nicht sein Herz ist es, das ihn hierher zieht. Er ist noch zu jung und zu unverdorben, um ihr eine Komödie vorzuspielen; und sie müßte blind sein, um es nicht zu bemerken.

Wie es nur möglich ist, daß er so wenig Liebe für sie empfindet — dieser weiche, gefühlvolle Knabe, der einmal vor Jahren bei dem Wechsel eines Kinderfräuleins geradezu lebensgefährlich krank wurde vor Kummer und Herzeleid. Und damals handelte sich's um eine fremde, bezahlte Person, um ein häßliches, mageres Geschöpf, das nach Frau Noras Meinung selbst für ein Kinderauge ganz und gar nichts Liebenswürdigen haben konnte. Sie erinnert sich noch recht gut, wie er sich trotzig abgewandt, als sie ihn zu trösten versucht hatte, und wie zornig sie geworden war, als er ihren Versuchen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, immer nur dasselbe eigenfinnige Verlangen nach der entlassenen Sonne entgegensetzte hatte. Aber sie erinnert sich freilich auch des harten Wortes, das ihr Gatte an jenem Tage zu ihr gesprochen, da sie sich über die Lieblosigkeit des Kindes bei ihm beklagte.

„Wie sollte Herbert Dich lieben, da er Dich ja kaum kennt!“ war seine Antwort gewesen. „Kann es Dich Wunder nehmen, wenn die schöne, gepukzte Dame, die ihn gelegentlich auf ein paar flüchtige Minuten im Kinderzimmer besucht oder ihn hier und da in ihren Salon holen läßt, um mit seinem Lockenköpfchen und seinem süßen Geplauder vor ihren Bekannten zu paradiren — wenn sie seinem Herzen viel ferner steht als die treue liebevolle Pflegerin und die Vertraute seiner kindlichen Freuden und Leiden?“

O, wie empört sie gewesen war über dies Wort und über die spießbürgerliche Engherzigkeit, die sie verurtheilen wollte, einem Kinde zuliebe auf jene kleinen Freuden und Vergnügungen zu verzichten, die für sie nun einmal den Inbegriff des Lebensglücks ausmachten! Es war zu einem heftigen Austritt gekommen, wie schon so oft in den wenigen Jahren ihrer jungen Ehe. Und dann war alles in dem alten Geleise weiter gegangen bis zu dem Tage der großen Katastrophe, durch die ihr Dasein eine so tiefgreifende Veränderung erfahren.

Der Professor hatte einen Brief ihres Veters Tassilo aufgefangen, jenes schönen, glänzenden Offiziers, der einen ganzen Winter hindurch ihr ritterlicher Kavaliere gewesen war. Und wenn auch die kleine Liebelei zwischen ihr und ihm nicht viel mehr gewesen war als eine etwas weit getriebene Koketterie — wenn auch ihr Gewissen sie frei sprach von eigentlicher Schuld, so war sie doch zu stolz gewesen, sich zu vertheidigen und um Verzeihung zu betteln. Ihre Seele dürstete ja auch so heiß nach Freiheit, sie war des verhassten Joches so müde, daß ihr jeder Anlaß willkommen war, die unerträglichen „Klavenketten“ zu brechen. Fast ohne Bedenken hatte sie dem Vorschlage ihres Mannes zugestimmt, der sie mit einem Schläge von allem lästigen Zwang befreite, ausgenommen von dem einen, vor dem Gesetz auch weiter seine angetraute Gattin zu heißen. Er ging nach dem Süden, um sich ganz in eine lange geplante, wissenschaftliche Arbeit zu versenken; sie aber blieb, um nach Gefallen ihre Jugend und Schönheit weiter zu genießen. Und es kostete sie nicht allzu viele Thränen, daß sie um solchen Preis

auch in eine Trennung von ihrem Kinde willigen mußte. Denn mit unbeugsamer Festigkeit hatte der Professor auf dieser Bedingung bestanden. Das zwischen ihnen getroffene Abkommen lautete: „Herbert kommt in eine Pension, und nicht öfter als einmal in jeder Woche darf er auf zwei Stunden seine Mutter besuchen.“ Das war für Nora ein etwas demüthigendes Arrangement; aber sie hatte sich darein gefunden. Und seit beinahe drei Jahren schon erschien er jetzt regelmäßig an jedem Sonnabend, den man ihm als den „Tag seiner Mutter“ bestimmt hatte.

Aber es sah heute nicht mehr aus wie vor drei Jahren — in Frau Noras Hause ebenso wenig als in ihrem Herzen. Die goldene Freiheit hatte nicht gehalten, was sie sich von ihr versprochen, die unbarmherzige Welt war der „getrennten Frau“ ganz anders begegnet als der anscheinend glücklich verheirateten. Auf Schritt und Tritt hatte sie erkennen müssen, wie unendlich viel sie dem gesellschaftlichen Ansehen ihres Gatten und wieviel mehr sie seiner Großmuth und Herzensgüte zu danken gehabt. Sie war sich der Hohlheit und Verlogenheit jener vermeintlichen Freuden bewußt geworden, denen zuliebe sie einst ihre Pflichten vernachlässigt hatte. Und noch ehe sie selber so recht begriffen, wie es geschehen, war sie eine einsame Frau geworden.

Zugleich mit der peinigenden Erkenntniß ihrer Verirrungen und ihres Verschuldens aber war in ihrer Seele eine leidenschaftlich heiße Zärtlichkeit erwacht für das Kind, dem sie in den Tagen ihrer Thorheit kaum mehr als dem Namen nach Mutter gewesen war. Ihm allein gehörten jetzt alle ihre Gedanken. Und ihr ganzes Einnen und Trachten war nur noch darauf gerichtet, es für sich zurück zu gewinnen. Ja sogar zu einer Demüthigung hatte sie sich um seinetwillen entschlossen, obwohl sie in allem andern dem fernen Gatten gegenüber noch immer den alten Stolz bewahrte. In flehentlichen Worten hatte sie den Professor gebeten, ihr den Knaben zurück zu geben, mit dem heiligen Gelöbniß, daß sie ihm nicht nur eine zärtliche, sondern auch eine treue und gewissenhafte Erzieherin sein werde. Aber die Antwort ihres Mannes war eine bestimmte Ablehnung gewesen, ein klares, unabänderliches Nein, dessen Schroffheit jede Wiederholung ihrer Bitte unmöglich machte.

So muß sie sich nach wie vor mit den kurzen zwei Stunden an jedem Sonnabendnachmittag begnügen, und während der ganzen Woche lebt sie nur für diese kärgliche Zeitspanne eines schmerzlich süßen Glückes. Denn ihre mütterlichen Freuden sind nicht frei von Bitterkeit und immer erneuter Enttäuschung. Sie weiß, daß Herbert ihre Liebe nicht mit der gleichen, stürmischen Zärtlichkeit erwidert, daß er nur einem Befehl, nicht aber dem heißen Antriebe seines eigenen Herzens gehorcht, wenn er den „Tag seiner Mutter“ mit unveränderlicher Regelmäßigkeit inne hält. Und immer schwächer wird ihre Hoffnung, daß es ihr jemals gelingen werde, darin eine Wandlung zu ihren Gunsten herbeizuführen.

Aber wo er nur heute bleibt! Minute auf Minute verrinnt, und noch immer wartet sie vergebens. Alles ist zu seinem Empfange bereit. Ein Teller mit Näschereien und eine Schale voll ausserlesener Früchte prangen verlockend auf dem Tische. Daneben liegen seine Lieblingsbücher und ein verhülltes Päckchen mit der üblichen Ueberraschung. Denn er geht niemals von ihr, ohne ein Geschenk mitzunehmen, über dessen Wahl sie sich meist die ganze Woche hindurch den Kopf zerbrochen hat. Vielleicht, daß es ihr eines Tages gelingt, seine geheimsten Wünsche zu treffen und durch ihre Erfüllung den Weg zu seinem Herzen zu finden.

Sast schon hatte sie die Hoffnung aufgegeben, daß er noch kommen werde. Da ringt sich's wie ein Freudenschrei von ihren Lippen. Denn die schlanke Knabenfigur, die da am Ende der sonnenbeschienenen Straße auftaucht — das ist er, ihr Liebling, ihr Abgott, ihr süßer blonder Junge!

Aber er scheint nichts von ihrer brennenden, verzehrenden Ungeduld zu ahnen, denn er hat es garnicht eilig. Langsam, ganz langsam kommt er näher, immer bemüht, sich in dem schmalen

Schattenstreifen dicht an den Häusern zu halten. Er sieht nicht zu ihrem Fenster empor, und nachdem er endlich in das Haus eingetreten ist, vergeht eine lange, lange Zeit, ehe draußen die Glocke anschlägt. Frau Nora ist ihm nicht wie sonst entgegen geeilt. Das soll seine Strafe sein für die Verspätung. Doch wie er nun auf der Schwelle erscheint, sind alle Qualen vergessen, die sie während der letzten halben Stunde um seinetwillen erduldet. Sie fliegt auf ihn zu, um ihn beinahe zu ersticken mit ihren Umarmungen und ihren Küssen. Eine Minute lang duldet er die Liebkosungen, ohne sie zu erwidern; dann macht er sich frei, so heftig und mit einer unwillkürlich abwehrenden Gebärde, daß es wie ein Schwert durch ihre Seele geht.

„Warum kommst Du so spät, mein theurer Junge? Aber nein, Du brauchst Dich deshalb nicht zu rechtfertigen — ich will Dich nicht fragen. Gewiß hast Du eine dringende Abhaltung gehabt oder Du hast über einem lustigen Spiel den rechten Augenblick versäumt, die Hauptsache ist ja, daß Du jetzt da bist und Dich erfreuen kannst an all den guten Dingen, die ich für Dich hergerichtet habe. Da sind Pralinés und Kaugummen. Und soll ich Dir eine Apfelsine schälen? Du magst sie doch so gern — nicht wahr?“

Aber der blasse Knabe schüttelt verneinend den Kopf.

„Ich danke, Mama! Heute nicht. Ich habe keinen Appetit.“

„Keinen Appetit? — Mein Gott und wie angegriffen Du aussiehst! Du fühlst Dich doch nicht krank?“

„Nein — garnicht. Ich bin nur ein bißchen müde.“

„Dann mußt Du Dich auf das Sofa legen, um zu ruhen. Und ich lasse Dir nachher für den Heimweg eine Droschke holen. Willst Du, daß ich Dir etwas vorlese? Aus dem „Pfadfinder“ oder aus Anderssens Märchen?“

„Nein — ich danke, Mama! Aber wenn ich mich etwas niederlegen dürfte — ich glaube, das würde mir ganz gut sein.“

Mit gehäuftiger Hast trägt sie Kissen und Decken herbei, um ihm auf dem seidengepolsterten Divan in ihrem Salon eine bequeme Lagerstätte zu bereiten. Und wie sie sich so sorglich um ihn zu schaffen macht, mit weichen, zarten Händen, wie es eben nur eine liebende Mutter thun kann, da trifft sie aus seinen blauen Kinder-Augen ein so dankbarer Blick, wie sie ihn bisher nicht einmal für ihre schönsten und kostbarsten Geschenke geerntet. Sie würde sehr glücklich darüber gewesen sein, wenn sie nur nicht zugleich den ungewohnten, fiebrischen Glanz in diesen Augen gesehen hätte, und wenn ihr nicht bei einer lieblosen Berührung aufgefallen wäre, wie heiß seine Stirn ist, wie glühend heiß. Wieder bestürmt sie ihn mit Fragen nach seinem Befinden, und zögernd gesteht er, daß er ein wenig Kopfweh habe — schon seit mehreren Tagen. Aber der Oberlehrer, bei dem er lebt, ist ein Feind aller Verweichlichung, und ein Unwohlsein gilt in seinem Hause beinahe für gleichbedeutend mit einem sträflichen Vergehen. Darum bereut Herbert auch sogleich wieder sein Geständniß und fragt ängstlich, ob es nicht schon an der Zeit sei, wieder aufzubrechen, damit er sich nicht verspäte. Frau Nora muß ihre ganze Kraft zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen; denn der heldenmüthige Kampf des armen Jungen gegen sein körperliches Leiden zerreißt ihr die Seele. Und so soll sie ihn wieder von sich lassen — so? Nein, nimmermehr! Mag sie damit auch den Zorn ihres Gatten über sich heraufbeschwören — so groß war ihre Versündigung doch nicht, daß sie ihm ein Recht gegeben hätte, Uebermenschliches von ihr zu verlangen.

„Nein, Herbert, Du hast noch mehr als eine Stunde Zeit.“

„Lügt sie, und macht sich auf dem Kaminsims zu schaffen, um mit leisem Finger das Pendel der Stuhluhr zum Stehen zu bringen, deren Zifferblatt er vom Lager aus sehen kann. „Und ich werde Dir jetzt einen kühlenden Umschlag zurecht machen, das wird Deinen Kopfschmerz lindern.“

Sie huscht hinaus und instruirt mit fliegenden Worten das Dienstmädchen, das sich sofort auf den Weg machen soll, einen Arzt zu holen.

Als sie mit dem Tuch und der eisgefüllten Schale wieder ins Zimmer tritt, liegt der kleine Herbert mit geschlossenen Augen da. Aber er schläft doch nicht; denn wie sie ganz sacht die kühle Kompresse auf seine ungestüm pochenden Schläfen legt, flüstern seine bleichen Lippen:

„Meine liebe Mama! Laß mich bei Dir!“

Was hätte sie sonst um diese Worte gegeben und um den Ausdruck, mit dem sie gesprochen wurden! Und wie thun sie ihr jetzt so unsäglich weh! Aber sie nimmt sich tapfer zusammen; denn sie ist das verzärtelte, schwache Geschöpf nicht mehr, das ohne Rücksicht auf andere jeder Empfindung nachzugeben pflegte. Sie fühlt, daß hier eine ernste, heilige Pflicht an sie herantritt, und sie ist entschlossen, sie zu erfüllen.

„Gewiß, mein theures Kind, ich lasse Dich nicht von mir, ehe Du wieder ganz gesund bist.“

Ein Lächeln huscht über das schmale, farblose Kindergezicht.

„Ich danke Dir, Mama — Du bist doch sehr gut.“

Dann spricht er nichts mehr.

Der Arzt erscheint, und nachdem er den kleinen Patienten untersucht hat, macht er ein sehr bedenkliches Gesicht. Als ein alter Freund des Professors kennt er dessen zerrütteten Familienverhältnisse und richtet an Frau Nora die zögernde Frage, ob sie den Knaben bei sich zu behalten gedenke. Und als sie entschieden, ja fast mit einem Ausdruck der Enttäuschung bejaht, hält er es für seine Pflicht, sie darauf vorzubereiten, daß die Krankheit des kleinen Herbert selbst im besten Falle eine sehr lange und schwere sein wird.

„Um so weniger könnte ich daran denken, ihn von mir zu geben,“ lautete ihre Antwort. „Aber sagen Sie mir ganz aufrichtig, Herr Doktor, fürchten Sie, er — er könnte es nicht überstehen?“

„Ich hoffe, daß wir ihn mit Gottes Hilfe durchbringen werden, Frau Professor! Aber es wird vielleicht doch gut sein, Ihren Herrn Gemal telegraphisch zu benachrichtigen — für alle Fälle.“

Nach sechsunddreißigstündiger Eisenbahnfahrt ist der Professor Jungart angelangt. Auf dem halbdunklen Gang der Wohnung, die er seit nahezu drei Jahren nicht mehr betreten, empfängt ihn seine Frau. Kein Gruß, kein Händedruck wird zwischen ihnen getauscht, nur eine hastige, augstvolle Frage und eine bellommene Antwort.

„Nein, es geht ihm noch nicht besser. Noch immer besteht die schwerste Gefahr für sein Leben.“

Der Professor wendet sich nach seinem Schlafgemach, um sich von dem Staub der langen Reise zu befreien, ehe er das Zimmer seines kranken Kindes betritt. Aber auf der Schwelle bleibt er noch einmal stehen.

„Und wie geht es zu, daß er hier ist, statt bei seinen Pflegeeltern oder in einem Krankenhause?“

„Er war hier bei mir, als die Krankheit zum Ausbruch kam. Es war Gottes Fügung, Karl, die es gerade an dem Tage seiner Mutter' geschehen ließ.“

Für den Professor ist wenig Tröstliches in dem Gedanken an diese Fügung. Aber er hat trotz der ungewissen Beleuchtung die herben Linien des Kummers auf dem ehedem so glatten und heiteren Antlitz seines schönen Weibes gesehen — und er schweigt.

Mit schredlicher, unerträglicher Langsamkeit schleichen die Tage und die Nächte dahin. Noch immer keine entscheidende Wendung, noch immer kein schwacher Hoffnungsschimmer, kein tröstlicher Sonnenblick in der Nacht der düsteren, herzschnürenden Sorge um ein geliebtes Leben! Aber Frau Nora ist eine Heldin. Die bezahlte Pflegerin kommt sich fast überflüssig vor neben dieser aufopferndsten aller Mütter, für die es weder Müdigkeit zu geben scheint noch Hunger oder Durst bei der hingebenden Wartung ihres todtkranken Kindes. Und der Professor, der ihrem geräuschlosen Walten zusieht, er fragt sich immer wieder, ob dies denn in Wahr-

heit dieselbe Frau sei, von der er sich vor drei Jahren um ihrer Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit willen mit blutendem Herzen getrennt — dieselbe Frau, die nur Interesse für ihre thörichten Vergnügungen hatte und selbst den zartesten, liebevollsten Hinweis auf ihre Pflichten wie eine tödliche Beleidigung empfand? Anfänglich hatte er allen Ernstes geglaubt, daß auch dies bis zur Selbstvernichtung getriebene Aufgehen in ihrem neuen Pflegerinnen-Amt nichts als eine flüchtige Laune sei, deren sie bald genug überdrüssig sein werde. Aber er schämt sich jetzt beinahe dieses Verdachts, denn er hat nicht nur ihr umsichtiges Schalten und ihre tapfer behauptete Gelassenheit am Krankenbett gesehen, sondern auch ihre verzweiflungsvollen Thränen, wenn sie sich allein und unbeobachtet wählte. Noch immer haben sie nicht mehr als das Nothwendigste miteinander gesprochen und kein Wort, das nicht einzig bezug gehabt hätte auf ihr krankes Kind; aber es ist doch ganz anders zwischen ihnen als in der Stunde seiner Heimkehr. Und wenn der Kummer ihr Zeit ließe, an dergleichen zu denken, würde Frau Nora ohne Zweifel mit dem scharfen Instinkt des Weibes fühlen, daß sie sich in diesen schweren Tagen und Nächten Schritt für Schritt die verlorene Achtung ihres Gatten zurückgewonnen.

So kommt die gefürchtete Krisis heran — eine Nacht, grausamer und peinvoller als alle vorausgegangenen seit Herberts Erkrankung. Bis gegen Mitternacht ist der Arzt bei ihnen geblieben; dann hat seine Pflicht ihn an ein anderes Leidenslager gerufen, und sie sind allein mit ihrem fiebernden bewußtlosen Kinde. Stumm sitzen sie beide an seinem Lager, und auf ihren Gesichtern steht es geschrieben, daß kaum noch ein schwaches Hoffnungsfünkchen glimmt in ihren Herzen. Sie haben es bisher immer vermieden, sich anzusehen, wenn sie allein miteinander waren; heute aber begegnen sich einmal wie unter dem Zwange einer unsichtbaren, unüberstehlichen Gewalt ihre Blicke — und fast in dem nämlichen Moment auch haben sich ihre Hände gefunden, zum erstenmal, seitdem sie wieder unter demselben Dache weilen. Auch jetzt noch wird kein Wort zwischen ihnen gesprochen; aber sie bleiben Hand in Hand, und feierlicher war nie eine Versöhnung wie diese.

Wleich stiehlt sich der erste Schimmer der Morgendämmerung durch den schmalen Spalt zwischen den Fenstervorhängen in das Gemach. Da hebt sich in einem tiefen Aufathmen die Brust des kranken Knaben, und weit geöffnet sind plötzlich seine großen blauen Augen.

„Mein Papa! — Und meine liebe, liebe Mama! — O wie gut, daß ich Euch wieder habe — alle beide!“

Seine Stirn ist kühl geworden und sein Puls geht in gleichmäßigen, ruhigen Schlägen. Lächelnd wendet er das Köpfchen zur Seite und schlummert ein, der Genesung entgegen und dem wieder gewonnenen Leben.

Frau Nora aber liegt schluchzend an ihres Mannes Brust, und die Schauer eines nie gekannten Glückes durchzittern ihre Seele, da seine bebende Stimme ihr zuflüstert:

„Mein geliebtes Weib!“

(Nachdruck verboten.)

Ein Lustspiel aus dem Leben.

Von Paul Eberhardi.

Herr Adalbert Ossowsky, der erste Held und Liebhaber des Stadttheaters, warf seine neue Rolle wüthend in die Ecke.

„Unglaublich fade!“ war der Ausruf, mit welchem er diese kühne Aktion begleitete. Ihm, einem Ossowsky, konnte man so etwas bieten? Ein solches albernes Geschwätz ohne Handlung, ohne jede Pointe! Nein, diese Lustspieldichter von heute! Aber freilich! Wo sollten sie die Stoffe auch hernehmen? Aus dem Leben doch nicht, welches so blaß, so nüchtern, so ohne Nerb —

Der schöne Adalbert, wie ihn die weibliche Stadtjugend allgemein nannte, wurde in seinem herben Urtheil über die moderne Lustspielbichtung aufgehalten.

„Was giebt's denn schon wieder?“

Diese im höchsten Anwillen hervorgestoßenen Worte flogen wie Wurfgeschosse gegen das behaubte Haupt seiner überlebensstarken Wirthin, welche nach kurzem Pochen wie die leidhastige Prosa in das von poetischen Reminiszenzen durchwehte „möblirte Zimmer“ trat.

Kränze, große, vergilbte, mit flammenden Schleifen und Golddruck, verwandelten den bescheidenen Erdenraum in eine Ruhmeshalle des unsterblichen Genies. Das Brunkstück, ein goldener Lorbeerkranz, hätte ebensowohl die Stirn eines Cäsar schmücken können und mehr noch, er hatte einen Pfandwerth von 120 Mk. Zweimal im Monat wurde er dem Künstler vom Leihhausbesitzer von neuem gereicht und zweimal im Monat entrisen; ersteres am 1. und 16., den bekannten Gagetagen, letzteres je nach den Umständen; die Tage für den schwindenden Glanz stauden nicht fest. Jetzt war er da. Das war die Zeit, wo Adalbert Ossowsky sich als gekröntes Haupt fühlte. Und wehe, wer ihm anders als mit Ehrerbietung nahete. Wenn's nur einer nicht war, der Mann mit den blauen Bögeln, die sich auf alles setzen!

„Herr Adalbert Ossowsky, zwei Herren sind da“, flötete Frau Bolle, nach dem Goldenen äugend, devot. „Sie haben blaue Mützen.“

Mit großer Geistesgegenwart riß Adalbert die gefährdete Trophäe vom Nagel und schob sie Frau Bolle unter die Schürze.

„Studenten“, fügte sie erklärend hinzu.

Ein Ruck, und der Goldene strahlte wieder im Glanze der Nachmittagssonne.

„Was, Söhne der alma mater?“

„Adam seine Alma?“ fragte sie naiv.

„Weib!“

Seine Augen verschränkten sich, seine Arme schossen Blicke mein umgekehrt. In dieser Pose spielte er den Mohr von Venedig und Moorens Carl von Schiller. Frau Bolle zitterte — mattes Wort! Sie wackelte.

Er streckte gebietend den Arm aus.

„Sie mögen kommen!“

Sie entschwebte leise im gepolsterten Elefantenschritt.

Er griff seine Rolle wieder auf. Unter dem Goldenen stand ein Lutherstuhl. Auf diesen ließ er sich nieder in Beethovenhaltung, die Augen mit einem abwesenden Ausdruck auf die Blätter gerichtet.

So fanden ihn die schüchtern eintretenden Scholasten. Und er ließ ihnen genügend Zeit, ihn zu bewundern. So mag Columbus über seinem Ei gebrütet haben, ehe er es zum Staunen der Welt auf die Spitze stellte. Adalbert liebte die Verehrung der akademischen Jugend. Sie war eine Säule seines örtlichen Ruhmes.

Sie räusperten sich verlegen.

Wie aus tiefem Sinnen erwachend, fuhr er empor. Abermals flog das schnöde Manuscript in den Winkel. Mit ausgestreckten Händen und glückstrahlendem, verheißungsvollem Nücheln schritt er auf die beiden zu.

„Ach, zwei wackere akademische Bürger! Was, meine Herren, verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“ Ein gleichzeitiges Händeschütteln nach rechts und nach links.

So ermuntert, nannten die beiden Füchse ihre Namen: Heinrich Kauthaler, Fritz Markwardt.

Mark und Thaler hatten einen angenehmen Klang im Ohre des großen Mimien. Er dankte verbindlichst und lud zum Sitzen ein. Seine gewinnende Beredsamkeit half über die ersten Berlegenheitspausen hinweg. Dann nahm Fritz zu einer etwas gewundenen Erklärung das Wort.

„Unser Besuch, Herr Ossowsky, hat einen zweifachen Zweck. Er ist eine spontane Huldigung an Ihre große unvergleichliche Kunst, und dann schließt er eine Bitte ein, welche der Mensch vielleicht besser verstehen und leichter gewähren wird, als der Künstler. Sie haben, als Sie hierher kamen, sich aller Herzen im Sturm erobert. Uns bescheidenen Musesöhnen genügten nur zwei, die für uns schlugen, und für die wir uns schlugen. Sie waren unser. Da kamen Sie! Bei dem allgemeinen Wettfliegen wurden auch die uns gehörigen beiden Mädchenherzen flügge. Sie kamen nicht weit, nur bis zur Rampe, hinter welcher Sie die großen Theaterrollen tragierten. Ein Student ohne Liebchen ist nur ein halber Student. Und soviel wir auch populierten, um unsern Schmerz zu ertränken, es fiel in jeden Becher der Lust ein Tropfen Vermuth, uns die Freude am Leben vergällend. Unsere Bitte geht nun dahin: Geben Sie uns die beiden netten, kleinen Mädchenherzen wieder, die Sie uns geraubt haben. Es bleiben Ihnen ja doch noch genug, und vielleicht wissen Sie gar nicht von ihrer Existenz, denn wir können uns denken, daß rosendustige Billets mit und ohne Gedichten, mit und ohne Vöckchen, auf Ihren Schreibtisch in solcher Menge niederflattern, daß Sie, ein vielbeschäftigter Künstler, kaum die Zeit zu einer Sonderung finden.“

„Das allerdings“, nickte Adalbert geschmeichelt. „Ich weiß wirklich nicht, wen Sie meinen und wie ich Ihnen zu Ihrem Eigenthum wieder verhelfen soll.“

„Dann — unter Diskretion! — es sind die Damen Minchen Schreiner und Vinchen Grünmacher aus dem höheren Töchterpensionat Hajenau. Auch sie haben uns gegenüber den Hasen angesetzt, halten sich verborgen, rümpfen die Näschen, wenn sie doch einmal an unseren Gesichtskern vorbei müssen. Kurzum, seitdem Sie ihnen alles geworden, sind wir ihnen Lust.“

Adalbert fuhr sich stolz in Künstlerpose durch das schwarze, volle Haar. Der Spiegel reflektirte sein kühnes Profil, sein flammendes Auge. Ja, er war ein Adler, der zur Sonne strebt, zu dem man den Blick erhebt. Und diese beiden liebebranken Füchse? Na, auch ganz nett, aber im Vergleich mit ihm — Kohlmeisen.

Nachdem er sich vergewissert hatte, daß es sich um keine Mystifikation und keinen Scherz handelte, sagte er salbungsvoll: „Ja, meine Herren, das thut mir leid. Erstenmal kenne ich Ihre beiden Damen garnicht und dann wüßte ich auch nicht, was ich thun könnte, um sie Ihnen wieder zu geben.“

„Sie haben Sie begeistert, entgeistern Sie sie wieder“, fuhr Fritz fort. „Das Weitere überlassen Sie dann uns. Sie können es.“

„Dann es!“ rief Adalbert verzweifelt. „Soll ich Ihre wegen meine Rollen verderben, Trunkenheit auf der Bühne markiren, meine Stellung gefährden? Das können Sie im Ernst nicht verlangen, bei all meiner Liebe für die akademische Jugend, die schon oft durch improvisirte Aufführungen unbekannter Dichtern zum Siege verholfen hat.“ Er krallte sich verzweifelt die gekrümmten Finger in das volle, üppige Haar.

Der sanfte Heinrich räusperte sich schüchtern und sagte: „Das ist es ja eben, sie sind beide ganz weg in Ihr Haar und wünschen in diesem erbärmlichen Leben nichts mehr, als eine Locke davon ihr eigen zu nennen.“

„Und soll ich es machen, wie die Männer von Timbuktu, mich kahl rasiren lassen, um sie zu entgeistern?“

Dieser verzweifelte Ausruf erschloß einen Abgrund von Schweigen.

Auf einmal sprang Adalbert auf wie von der Tarantel gestochen, die beiden Jünglinge folgten a tempo.

„Wie sehen Ihre beiden Damen aus?“

Beide griffen sofort in ihre Brust und förderten zwei Photographien zu Tage, auf deren Rückseite übereinstimmend stand: „Ewig Dein!“ Hier „Vinchen“, dort „Minchen.“

„Schwäche, Dein Name ist Weib,“ rezitierte der Mime. Das war die Othello-Pose.

Er reichte die Photographien zurück.

„Wohl, meine Herren,“ sagte er jetzt wieder vergnügt mit listigem Augenzwinkern. „Ich bin Ihren Damen auf meinen lässlichen Promenaden im Stadtpark schon öfter an einsamer Stelle begegnet. Ich hielt es für Zufall. Und Sie kennen ja wohl auch das Dichterwort: Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. In spätestens acht Tagen werden Sie die irrenden Schäfchen reuig zu ihren verlassenen Hirten zurückkehren sehen.“

„Aber wie —“ begann Fritz.

„Das ist mein Geheimniß.“

Man tauschte noch ein paar freundliche Worte, und die beiden Studenten konzentrierten sich rückwärts.

Im Stadtpark rauchte es geheimnißvoll. Auf einsamem Wege, von dem Schatten des dichten Walddaches umdämmert, kam der große Mime daher, eine Rolle memorirend. Arm in Arm, eng an einander gedrückt, mit bang klopfenden Herzen kamen Minchen und Linchen ihm entgegen. Ach, wie seine Augen wie in schönem Wahnsinn rollten! Nur einen Blick!

Dicht vor ihnen ließ er seine Rolle fallen. Wie die Habichte stürzten sie sich beide darauf und reichten sie dar, vierhändig. Er griff darnach, lächelte beglückt und küstete grüßend den Hut.

Mit leisem Aufschrei prallten beide Damen entsetzt zurück. Er blickte in seinen Hut, stammelte einige verworrene Worte und entfernte sich in fluchtartiger Eile.

„Minchen!“

„Linchen!“

Und in den Armen lagen sich beide und lachten vor Schmerz und vor Freude.

Nach einigen Tagen fanden die beiden Studenten sich wieder bei dem großen Mimen ein, diesmal auf Einladung. Sie fanden ihn zum Ausgehen bereit, den Hut auf dem Kopfe.

„Nun?“ fragte er erwartungsvoll.

„Sie sind wieder unser!“ jubelte Fritz. Und der sanfte Heinrich fügte bewundernd hinzu: „Großer, göttlicher Mime!“ Adalbert lächelte geschmeichelt.

„Aber, lieber Meister,“ forschte neugierig Fritz. „Wie haben Sie dieses Wunder nur bewirkt?“

„Sehr einfach, meine Herren — ich habe die Damen begrüßt. Weiter nichts.“

„Begrüßt?“ fragten beide erstaunt.

„Ja, sehen Sie her — so begrüßt.“

Nun ging es den beiden Akademikern wie damals Linchen und Minchen im Stadtpark, sie fuhren entsetzt zurück.

„Was, Sie haben dies Opfer gebracht und Ihre Lockenfülle —“

„Oh nein! Ich habe nur über mein volles Haar eine Glazenperrücke gezogen und in meinem Hut eine schwarze vollhaarige Perrücke befestigt. Sehen Sie her.“

Er entledigte sich mit einem raschen Griff beider Perrücken und stand nun wieder als der schöne Adalbert da.

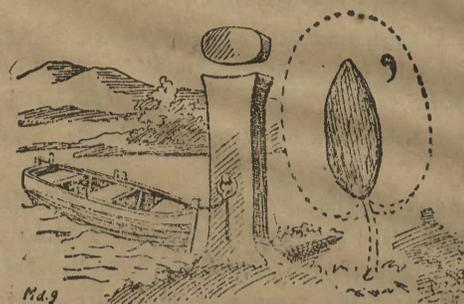
„Ihre Damen werden freilich fortan darauf schwören, daß dieser Haarwald nicht auf meinem Grund und Boden gewachsen ist.“

Die beiden jungen Männer wollten sich todt lachen. „Das ist ja —“ rief Fritz und lachte weiter.

„Ja, meine Herren,“ entgegnete der Schauspieler zufrieden, „das ist ein Lustspiel aus dem Leben.“

Räthselecke.

Bilderräthsel.



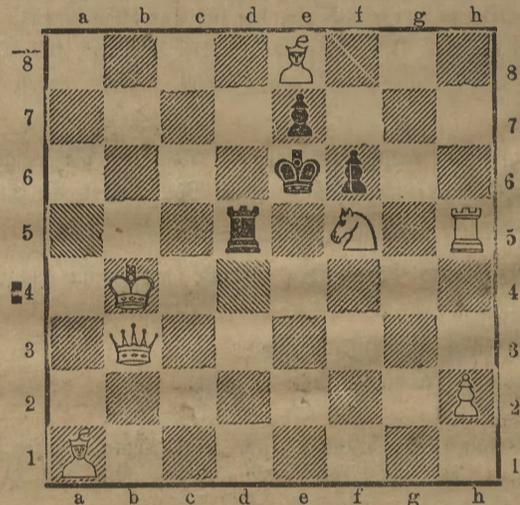
Gegenräthsel.

Eckig, innen, dick, kalt, Schmach, essen, Gebirge, reiten, jung, niedrig, schweigen, träge, geben.

Aus jedem der 13 Wörter ist ein Gegensatz zu bilden, wie ja-nein Sommer-Winter, kurz-lang. Ist dies richtig geschehen, so ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter von oben nach unten gelesen ein sportliches Vergnügen.

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

(6+4)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Auflösung des Abstrichräthfels.

Es werden gestrichen die Buchstaben iko — sto — raa — gbe — ira — wel — lmm — kae — wee. Sodann ergibt sich das Sprichwort: Akuscharf macht scharf.

Auflösung des Bilderräthfels.

Sich regen bringt Segen.

Auflösung des Anagramms.

Delta, Ehre, Rain, Neige, Euten, Lufel, Dame, Helm, Alma, Traum, Salbe, Chaos, Horst, Ajues, Rinn, Ferien, Ejel, Augen, Utah, Garten, Erich, Noten. — Der Neid hat scharfe Augen.

Auflösung der Scherz-Charade.

Stiefeltern (Stiefel, Stern).

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. dB; aA, 10; bA, 10, K, D, 9; cA, 10.

M. a, b, cB, a8, 7; dK, D, 9, 8, 7.

S. aK, D, 9; b8, 7; cK, D, 9, 8, 7.

Skat: dA, 10.

Spiel:

Was V auch anspielen mag, M schießt und nimmt alle Stiche, da eine d-Flöte hoch ist und er alle Trümpe herausziehen kann.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Fritz Templin, Baesler, Martha Wendland, Karl Gröschke, Herrlich, Ziegelsch, Engel, Spornh, Emma Rahn, Thimm, Böhlke, Nolste, Elise Müller, Otto und Franz Große, F. Voß, Helene Abraham, Mustelwicz, Elise Kolloff, Alfred Seifert, Elsa Zuk, Erich u. Alfred Zimmermann, Paula Lebh, Lichtenstein, Arno Drwanowsky, Fritz Pollat, Friedrich Böllig, Arthur Lehming, Ewald Rents, Bromberg, Olga Frendrich, Karl Schumacher, Schleusenau, Georg Schaffstädter, Fritz u. Otto Gabler, Ludwig Grundtmann, Rich. Misch, Fritz Kroner, Willi Modrow, Paul Schmidt, Heinrich Jastak, Hans Kuhl, Karl und Georg Draugelattes, Bromberg.